

impEct No. 10, 2018

<https://www.fh-dortmund.de/de/fb/9/publikationen/impEct/impEct10.fb9.php>

Werner MÜLLER-PELZER

Fachhochschule Dortmund

Die Arbeit des Historikers.

Anmerkungen aus phänomenologischer Perspektive

Vorbemerkung

Der in *impEct* Nr. 10 (2018) veröffentlichte Aufsatz von Ion-Aurel POP „Der historische Diskurs und das Hundertjahresjubiläum unserer Vereinigungen“¹ ist in erster Hinsicht eine Auseinandersetzung mit einigen Fachvertretern und Essayisten, die die These vertreten, der Historiker könne in die Rolle des literarischen Erzählers schlüpfen. An die Stelle der allein auf Fakten gestützten Argumentation träten neue „Narrative“, die die Perspektiven der Zeitgenossen berücksichtigen. Da anerkannter Weise Geschichte (im Singular) aus subjektiven Erfahrungen, aus Geschichten (im Plural) entsteht, lotet POP am Beispiel des rumänischen Jubiläums die subjektiven Freiheiten kritisch aus, die sich unterschiedliche Autoren aus diesem Anlass genommen haben.

In zweiter Hinsicht berührt POPs Aufsatz die Aufgabe, der sich der Historiker bei der Fortschreibung der kollektiven Erinnerung eines Landes, hier Rumäniens, gegenüber sieht. Der Autor unterstreicht die Bedeutung, die das Streben der Rumänen nach einer staatlichen

¹ Der Originaltext „Discursul istoric și Centenarul unirlor noastre“ wurde veröffentlicht in *Romania Literară* 9, 23. Februar 2018, SS. 14-15. Die Übersetzung ist vom Autor autorisiert.

Ordnung über mehrere Jahrhunderte hin besessen hat und bis heute besitzt. Eine besondere Rolle spielt dabei die gemeinsame Sprache. Dies gilt *mutatis mutandis* auch für andere Völker Europas.² I.-A. POP thematisiert die spezielle, zwei Methoden verbindende Arbeitsweise des Historikers: Sie ist repräsentativ für alle mit geisteswissenschaftlichen Methoden arbeitenden Disziplinen und kann insofern der verbreiteten Engführung wissenschaftlicher Forschung und Lehre entgegenwirken, die durch ein reduktionistisches, naturwissenschaftlich-technisch bestimmtes Verständnis verursacht wird.

1. Wie kommt es zu historischer Erkenntnis?

Die als Leitfaden des Artikels dienenden fünf Thesen³ und ihre Widerlegung durch den Autor sollen als erstes betrachtet werden. Die Annäherung des Historikers an den Gegenstand hat zwei Momente: die distanzierte Analyse von rekonstruierbaren Konstellationen und das Verständnis für übergreifende und fortwirkende Zusammenhänge. So genügt es dem Autor, die Entstehungsgeschichte einiger europäischer Staaten mit wenigen Worten zu kommentieren, um These 1 (Rumänien sei ein vergleichbar junges Land, spiele also eine Sonderrolle.) zu widerlegen. Gegen die 2. These (Rumäniens Bewusstsein seiner historischen Bedeutung in Europa beruhe auf einem selbst erzeugten Mythos.) greift der Autor vergleichend auf parallele Sachverhalte bei europäischen Nachbarvölkern und insbesondere auf einen spektakulären Fall von übertriebenem Nationalstolz zurück. Dieses schwer verständliche, zwanghaft erscheinende individuelle Verhalten könne aber nicht bedeuten, so argumentiert POP, dass nationales Selbstbewusstsein reine Phantasterei sei. Er fügt den Hinweis hinzu, dass es ohne ein breites gemeinsames kulturelles Zusammengehörigkeitsgefühl der rumänischen Regionen im 19. Jahrhundert zu keinem langsam zusammenwachsenden Nationalstaat gekommen wäre. Damit appelliert POP an ein nur angedeutetes historisches Hintergrundwissen, das das isolierte Datum von 1859 mit Bedeutsamkeit auflädt.

² Es sei auch angemerkt, dass zwischen der Entstehung des rumänischen und des deutschen Nationalstaates insofern eine Ähnlichkeit besteht, weil die gemeinsame Sprache im 19. Jahrhundert eine starke Klammer des Zusammengehörigkeitsgefühls war.

³ In der Reihenfolge werden folgende Thesen behandelt: 1. Rumänien sei ein vergleichbar junges Land, spiele also eine Sonderrolle; 2. Rumäniens Bewußtsein seiner historischen Bedeutung in Europa beruhe auf einem selbst erzeugten Mythos; 3. Die Unterschiede zwischen den einzelnen Landesteilen seien so erheblich, dass die ethnisch-kulturelle Einheit nicht evident sei; 4. Das heutige Rumänien könne sich nicht als eine Jahrhunderte alte Nation betrachten; 5. Die gemeinsame Sprache sei kein hinlänglicher Grund für den Bestand eines Einheitsstaates.

Bei dem von manchen Kritikern behaupteten grundlegenden Unterschied zwischen Rumänen und Moldauern (Moldovenismus) hingegen geht der Autor detailliert auf die Quellenlage ein und demonstriert, wie die historische und philologische Kritik These 3 (Die Unterschiede zwischen den einzelnen Landesteilen seien so erheblich, dass die ethnisch-kulturelle Einheit nicht evident sei.) zu widerlegen vermag. In diesem Fall setzt POP die genaue Kenntnis des Hintergrundes voraus, vor dem die Quellen zu lesen sind und der ihre Bedeutsamkeit plausibel macht. Bei These 4 (Das heutige Rumänien könne sich nicht als eine Jahrhunderte alte Nation betrachten.) stützt sich der Autor auf die Werke einer Gruppe von 15 und mehr Fachgelehrten, die nachgewiesen haben, dass man im Mittelalter von Nationen und folglich auch von einer rumänischen Nation (bezeichnet mit dem volkstümlichen Wort *neam*) sprechen könne. Bei den Kritikern erkennt I.-A. POP eine ideologische Voreingenommenheit, sei es seitens der alten marxistisch-stalinistischen Doktrin, sei es aufgrund aktueller Globalisierungsthesen, sei es des modischen kulturellen Marxismus. Mit These 5 (Die gemeinsame Sprache sei kein hinlänglicher Grund für das Entstehen eines Einheitsstaates.) schließlich wird POP durch den Hinweis auf das ehemalige Jugoslawien fertig, das nie eine gemeinsame Sprache gesprochen habe. Dabei setzt er abermals die Kenntnis des entsprechenden historischen Hintergrundes – eine vielfältig verschachtelte und mit Bedeutungen beladene Sachlage – voraus.

Gegenüber Autoren, die im Rahmen des Jahrhundertjubiläums entweder eine geschichtliche Teleologie am Werk oder aber die rumänische Einheit als historischen Unfall sehen, erinnert der Autor daran, dass es für den Historiker ausreichen muss, den hinlänglichen Gründen nachzuspüren, warum es so gekommen ist, auch wenn nicht alle mit dem Ergebnis zufrieden gewesen seien. Der Historiker ist der Suche nach objektiver Wahrheit verpflichtet, doch eingangs hatte POP klargestellt, dass – anders als bei naturwissenschaftlichen Untersuchungen – „auch der Rekonstitution der Vergangenheit gemäß allgemein anerkannten Regeln immer eine gewisse Dosis an Subjektivität innewohnt“ (S. 1). Aber nicht allein der tätige Historiker unterscheide sich vom Forscher mit naturwissenschaftlicher Methodik; auch der Gegenstand des Historikers sei ambivalent. Neben den objektiven Fakten sei das „Leben der Menschen [...] voll von Schattierungen“ (A.a.O., S. 9), d.h. unentschieden schillernd, so dass meist nur eine „teilweise Wahrheit“ (ebda.), eine Facette ergriffen werden kann. Das heißt, dass – anders als bei naturwissenschaftlich-technischen Disziplinen – die zu erforschende Wirklichkeit einen diffusen und doch bedeutsamen Zusammenhang darstellt.

Was zunächst wie ein Mangel an Stringenz aussieht, verweist auf einen spezifischen Zugang zur Wirklichkeit. Der Historiker hat, wie andere Geisteswissenschaften, neben objektiven Fakten auch mit der unverstellten, nicht präformierten Lebenserfahrung zu tun: Dies ist der „blinde Fleck“ des naturwissenschaftlich-technischen Umgangs mit der Wirklichkeit. Während hier im Interesse prognostischen Wissens von abgeschliffenen, für die statistische Behandlung geeigneten Daten ausgegangen wird, macht der verstehende Zugang zur Wirklichkeit, der die Geisteswissenschaften charakterisiert, diese Reduktion nicht mit, sondern nähert sich in wiederholten Schleifen dem bedeutsamen, noch nicht zu vereinzelteten Fakten verdichteten gelebten Zusammenhang.⁴ Die historische Methode besteht darin, positive Fakten in einen Hintergrund einzubetten, der mit einigen Strichen angedeutet, aber nicht erschöpfend dargestellt wird und nicht werden kann. Anders als der Soziologe oder der Politologe setzt der Historiker mit einem nicht im Einzelnen ausformulierbaren Verständnis einer Situation⁵ ein, von dem aus die Konstruktion von Hypothesen erfolgt. Dieses Verständnis beruht auf Intuition, die durch die Fakten gedeckt sein muss, aber nur schlaglichtartig einen diese übergreifenden bedeutsamen Zusammenhang erhellt.

2. Situationen und Konstellationen

Der Unterschied zwischen der naturwissenschaftlichen Methodik und der Arbeit eines Historikers scheint im ersten Augenblick kompliziert zu sein. Doch dies ist nicht der Fall. Eine anschauliche Analogie hat Michael Großheim vorgetragen, der von der Sherlock-Holmes-Kultur im Unterschied zur Maigret-Kultur gesprochen hat.⁶ S. Holmes, der von Conan Doyle geschaffene exzentrische Dandy, ist der geniale Analytiker, der aus Situationen blitzartig die relevanten Faktoren und Konstellationen heraushebt, um den Täter eines Verbrechens über eine zwingende Kausalkette zu ermitteln; die Umstände der Tat, die menschlichen Schwächen und affektiven Verstrickungen interessieren ihn nicht: Sie werden als irrelevantes Beiwerk auf den Müll geworfen. Holmes ist Reduktionist, insofern sich für

⁴ Hermann Schmitz spricht hier vom „chaotischen Mannigfaltigen“, dem „die Vereinzelung fehlt“. Hermann Schmitz, selbst sein, Karl Alber, Freiburg/München, 2015, S. 27.

⁵ Hermann Schmitz (2005): Situationen und Konstellationen. Wider die Ideologie der totalen Vernetzung, Freiburg/München: Karl Alber.

⁶ Michael Großheim (2010): Von der Maigret-Kultur zur Sherlock Holmes-Kultur. Oder: Der phänomenologische Situationsbegriff als Grundlage einer Kulturkritik, in: Michael Großheim/Steffen Kluck (Hg.) (2010): Phänomenologie und Kulturkritik. Über die Grenzen der Quantifizierung, Freiburg/München: Karl Alber, SS. 52-84.

ihn die Wirklichkeit auf objektive Tatsachen beschränkt. Subjektive Tatsachen kennt er nicht. Deshalb kann er radikaler Konstellationist sein.

Demgegenüber wird Georges Simenons Kommissar Maigret als Hermeneutiker vorgestellt, der zunächst das Ganze einer Situation auf sich wirken lässt. Neben den positiv ermittelbaren Indizien interessiert ihn, wie es zu dem Verbrechen kommen konnte und was dabei über menschliche Schwächen, affektive Verstrickungen und das sie ermöglichende Leben zu lernen ist. Maigret will in das Leben der Menschen eindringen, in den diffusen Hintergrund, um zu verstehen, was die Tat motiviert haben könnte. Neben der Verbindung von Konstellationen zu einem Netz, das den Täter einkreist, besteht für Maigret die Aufklärung des Falles im Verstehen der Welt als gemeinsames Milieu.

Die Gegenüberstellung des konstellationistischen und des hermeneutischen Zugangs zur Wirklichkeit ist von Hermann Schmitz detailliert ausgearbeitet worden. Die Kritik des reduktionistischen Zugangs zur Wirklichkeit als konstellationistisches Konstrukt erfolgt aus der Perspektive der unverkünstelten Lebenserfahrung: Primär ist das präreflexive leibliche Spüren und die leiblicher Kommunikation in **Situationen**, die sich vor einem Hintergrund als bedeutungsvoll abheben, einen charakteristischen Eindruck erzeugen, aber binnendiffus sind.⁷ Dieser *terminus technicus* bezeichnet neben den Sachverhalten, Programmen und Problemen die chaotische Mannigfaltigkeit, die Subjekt und Objekt umgreift. Mit gemeinsamen Situationen beschäftigt sich der Historiker; aus ihnen hebt er Fakten aus einem Zusammenhang heraus, der zwar eine charakteristische Bedeutsamkeit hat, aber sich nicht zu einzelnen Sachverhalten, Programmen und Problemen verdichtet hat. Insbesondere die binnendiffusen kollektiven Atmosphären können für die von ihnen subjektiv Betroffenen eine hohe affektive Aufladung besitzen, ohne als klares Programm ausformuliert zu sein. Sie können zur Grundlage von Mythen werden, die die Ebene der Fakten beeinflussen können, sie müssen dies aber nicht.

Ähnlich wie Kommissar Maigret bedient sich der Historiker sowohl der konstruktiven Methode (philologisch-historische Textkritik) wie auch der hermeneutischen Annäherung (Hypothesenbildung und ihre Revision). Diese Kombination ist für alle

⁷ Hermann Schmitz (2005): Der unerschöpfliche Gegenstand. Grundzüge der Philosophie, Bouvier, Bonn, SS. 65-79, sowie ders. (2005), Situationen und Konstellationen. Wider die Ideologie der totalen Vernetzung, Karl Alber, Freiburg/München, 2005, S. 22: „Eine Situation im hier gemeinten Sinn ist charakterisiert durch Ganzheit (d.h. Zusammenhalt in sich und Abgehobenheit nach außen), ferner eine integrierende Bedeutsamkeit aus Sachverhalten, Programmen und Problemen und eine Binnendiffusion dieser Bedeutsamkeit in der Weise, daß die in ihr enthaltenen Bedeutungen (d.h. Sachverhalte, Programme und Probleme) nicht sämtlich – im präpersonalem Erleben überhaupt nicht – einzeln sind.“

geisteswissenschaftliche Disziplinen relevant. Bedroht wird sie aber durch die globale elektronische Vernetzung, weil die Digitalisierung von Daten, d.h. objektiver Sachverhalte, Programme und Probleme, den unausgesprochenen, aber qua Marktmacht durchgesetzten Anspruch darstellt, der einzige Zugang zur Wirklichkeit zu sein: Was sich der Digitalisierung entzieht, gibt es nicht. Dabei bleibt der hermeneutische Umgang mit der Wirklichkeit auf der Strecke, weil er nicht dem Modell verpflichtet ist, das nur Merkmale berücksichtigt, die „bequem intermomentan und intersubjektiv identifizierbar, quantifizierbar (also meßbar) und selektiv variierbar“ sind.⁸ Damit wird der Zugang zur Wirklichkeit auf einige, häufig durch kommerzielle Interessen gesetzte Ausschnitte der unwillkürlichen Lebenserfahrung reduziert.

Ich greife zunächst auf das von Ioan-Aurel POP verwandte Beispiel der gemeinsamen Sprache zurück. Die sprachwissenschaftliche Analyse, dass die Dialekte A, B, C etc. zur Sprache X gezählt werden können, bewegt sich auf der Ebene objektiver Tatsachen, auch wenn diese durch philologisch-historische Kritik aus Texten der Vergangenheit erst erschlossen werden. Dass die Sprecher dieser Dialekte im 19. Jahrhundert für die Bildung eines gemeinsamen Staates eintraten, beruhte jedoch auf der subjektiven Tatsache des Zusammengehörigkeitsgefühls. Nicht die objektiven sprachlichen (und anderen) Sachverhalte sind dafür ursächlich gewesen, sondern eine auf die einzelnen Personen überspringende Ergriffenheit, die sich zu einer diffusen kollektiven patriotischen Atmosphäre verdichtete. Dabei ist zu berücksichtigen, dass Atmosphären dem präreflexiven Bereich angehören, also nur punktuell an konkreten Ereignissen (z. B. erlittene Vergangenheit und gemeinsame Gegner) festgemacht, aber nicht vollständig expliziert werden können.⁹

Während die sprachwissenschaftliche Betrachtung auch von unbeteiligten Beobachtern und späteren Historikergenerationen verifiziert bzw. falsifiziert werden kann, ist der Historiker bei der Beurteilung der damaligen Stimmungslage sowie eingreifender Atmosphären zugunsten eines gemeinsamen Staates als sprachliche (kulturelle) Einheit, auf die Aussagen der Zeitzeugen angewiesen. Wenn man Stimmung als „vorintentionalen Hintergrund“ versteht (Großheim, 2014: S. 28), leuchtet unmittelbar ein, dass bei dieser Untersuchung keine naturwissenschaftliche Beweisführung zu erwarten ist, insbesondere wenn es sich um eine vergangene Stimmung handelt. Hier eignet sich die phänomenologische Arbeitsweise, weil sie seit der Begründung der Neuen Phänomenologie durch Hermann Schmitz über eine

⁸ Hermann Schmitz (2002): Objektivität als Wissenschaftsideal, in Hermann Schmitz/Gabriele Marx/Andrea Molzio (2002): Begriffene Erfahrung. Beiträge zu einer antireduktionistischen Phänomenologie, Rostock: Ingo Koch, S. 33.

⁹ Hermann Schmitz (2004): Atmosphären, Freiburg/München: Karl Alber.

Begrifflichkeit verfügt, die sich im Unterschied zur naturwissenschaftlich-technischen Methode nicht mit für statistische Bearbeitung zurechtgemachten Gegenständen begnügt. Statt von diffusen Eindrücken zu abstrahieren, versucht die phänomenologische Methode, sich verstehend an vielsagende Eindrücke heranzutasten. Die Gesamtheit des Bedeutsamen, aber Diffusen einer geschichtlichen Lage nennt Schmitz „gemeinsame Situation“ (Schmitz) geht. Dieser phänomenologische *terminus technicus* bezeichnet die grundlegende Einheit der Wahrnehmung, die aus Sachverhalten, Programmen und Problemen sowie einer nicht zählbaren Menge von diffusen, präreflexiven Anmutungen, insbesondere von Prozessen leiblicher Kommunikation und Atmosphären besteht.

Angewandt auf die in Frage stehende Gründung des rumänischen Staates heißt dies: Die Meinungen über die Sachverhalte, also was bezüglich der Voraussetzungen für einen rumänischen Staat objektiv vorlag, waren im 19. Jahrhundert kontrovers. Aber die historischen Forschungen haben ergeben, dass – auch bedingt durch unvorhersehbare politische Ereignisse – mehrheitlich die Lage für eine Staatsgründung als gegeben betrachtet wurde. Der Programmgehalt der gemeinsamen Situation – die Schaffung eines die spezifischen rumänischen Bedürfnisse erfüllenden Nationalstaates – erwuchs aus einem kollektiven Lebensgefühl, das für die Betroffenen prägnant und fordernd erfahren wurde, gleichwohl aber nur gespürt und nicht abschließend objektiviert werden konnte. Es handelte sich um ein präreflexives, also nur zum Teil klar benennbares Zusammengehörigkeitsgefühl, entstanden aus langlebigen, verbreiteten Überzeugungen sowie herausgehobenen kollektiven Erinnerungen und Protentionen (gespürte Hoffnungen, Befürchtungen u.v.m.). Aber auch dieses mehrheitlich getragene Programm war nicht frei von Kontroversen. Der Problemgehalt der gemeinsamen Situation schließlich, d.h. die konkrete Ausformung des Nationalstaates, dürfte den Beteiligten im Vergleich mit bereits bestehenden Nationalstaaten deutlich vor Augen gestanden haben. Aber auch hier kann der Historiker kaum über die Feststellung einer mehr oder weniger stark empfundenen Neigung für ein bestimmtes – z.B. zentralistisches vs. föderatives – Modell hinausgelangen.

Daraus wird ersichtlich, dass der naturwissenschaftlich orientierte Objektivismus die vielgestaltige „unwillkürliche Lebenserfahrung“ (Schmitz) übergeht. Die „gewisse Dosis an Subjektivität“ (POP, 2018: S. 1), die die Geschichten der Menschen kennzeichnet, ist die leiblich gespürte Bedeutsamkeit einer Situation, die dem gemeinsamen Erleben trotz der intersubjektiven Unterschiede eine einheitliche Prägung verleiht. Was durch den Objektivismus an Genauigkeit gewonnen wird, geht an phänomenalem Reichtum verloren.

Das Modell der evidenzbasierten Empirie filtert heraus, was nicht so abgeschliffen werden kann, dass es für statistische Zwecke verwendbar ist. Im Unterschied zu diesem Reduktionismus öffnet die phänomenologische Objektivität der kritisch geprüften Erfahrungen den Blick für Zusammenhänge, die durch eine abgehobene Abstraktion verdeckt oder gar nicht erfasst werden.

Schmitz (2005) hat das Verhältnis der beiden Arten, mit der Wirklichkeit umzugehen, anhand der prägnanten Begriffe der Situation und der Konstellation erläutert. Die unwillkürliche Lebenserfahrung besteht aus einem unübersehbaren Wust von Situationen, die der methodische Reduktionismus zu beherrschen sucht, indem er die Regeln der strikten Begrenzung auf einen Wirklichkeitsausschnitt, der Abschleifung der Phänomene auf statistisch verwendbare Daten, der Filterung nach jeweils wechselnder praktischer Relevanz und der Verknüpfung der gewonnenen Faktoren zu Konstellationen (und ggf. dieser zu Netzen) anwendet. Diese für Menschen notwendige Art des Umgangs mit der Wirklichkeit wird dann problematisch, wenn über dieser außerordentlich erfolgreichen Gewinnung praktischen Wissens vergessen wird, dass dieses aus Situationen geschöpft wird, die den Menschen ihre affektive und moralische Orientierung in der Welt ermöglichen. Nur in dieser Perspektive können Zwecke, z.B. die Gründung eines Nationalstaates, gesetzt werden; das technisch-naturwissenschaftliche Wissen ist dazu nicht in der Lage. Bei einem Rückzug auf ein bloßes Faktorenbündel degeneriert die Nutzung von Konstellationen zum Konstellationismus, der die unwillkürliche Lebenserfahrung leugnet oder geringschätzt, sich damit aber der Basis des Zusammenlebens entfremdet.

Situationen sind die ursprünglichen Einheiten der Erfahrung: Sachverhalte (ist etwas so?), Programme (was ist noch nicht so, wie es sein soll?) und Probleme (was steht der Realisierung des Plans entgegen?) heben sich für den analytischen Blick ab; dieser ist jedoch blind für den charakteristischen, aber binnendiffusen Hintergrund, in dem jene eingebettet sind. Ein konstruierter Begriff der Empirie tritt einem phänomenalen Begriff der Empirie gegenüber: Der erste Fall verweist auf die naturwissenschaftlich-technische Arbeitsmethode, die mit abgeschliffenen, für Experiment und Statistik geeigneten Gegenständen arbeitet; der zweite Fall betrifft die geisteswissenschaftlich arbeitenden Disziplinen, die diese Reduktion der phänomenalen Wirklichkeit nicht mitmachen.

3. Wohin strebt die Universität?

Welche Konsequenzen hat diese Unterscheidung für die Selbsteinschätzung der Hochschulen, insbesondere die wissenschaftlichen Disziplinen, die nicht vorwiegend mit Logik, Natur und Maschine zu tun haben? Die vorherrschende Konsequenz ist es, diesen Unterschied zu ignorieren und auf das Modell des technischen Wissens zu setzen, das als Wachstumstreiber politisch höchste Priorität genießt. Konform mit der Lissabon-Agenda von 2000 und dem Bologna-Prozess ist in den Hochschulen das Drama der messbaren und evaluierbaren Handlungskompetenzen inszeniert worden. Besonders gut gelingt dieses Programm in den Disziplinen, die die naturwissenschaftlich-technische Methode der Wissenserzeugung praktizieren. Niemand wird sich in der Tat beklagen, wenn die Effizienz der Ausbildung z.B. zum Flugzeugingenieur durch Kompetenzorientierung der Lehre verbessert wird.

Ganz anders sieht die Lage aus, wenn Disziplinen sich demselben Verfahren einer hierarchischen Ausformulierung operationalisierbarer Kompetenzen unterwerfen müssen, die mit menschlicher Interaktion zu tun haben und nicht den naturwissenschaftlich definierten Objektivitätsbegriff teilen. Neben symbolisch-hermeneutischer und körperlich-aktiver sozialer Interaktion erfordert vor allem der Umgang mit leiblichen Phänomenen des Zusammenlebens einen anderen methodischen Zugang. Besonders bei geisteswissenschaftlichen Disziplinen, aber auch in der internationalen Betriebswirtschaft, der Psychologie, der Soziologie usw., geht es nicht in erster Linie um prognostisches und deshalb möglichst präzises, extrem selektives Wissen. Auch wenn manche Fachvertreter sich nicht selten dieser Einsicht verschließen und die Problemlösung am Modell der Rechenaufgabe ausrichten, kommt es bei der Ausbildung in all diesen Disziplinen auf Situationskompetenz in unterschiedlicher Ausprägung an, die sich nicht in operationalisierbare Einzelkompetenzen (Modularisierung!) zerlegen lässt.

Nicht die außerordentlichen Fähigkeiten der Naturwissenschaften, zu konstruieren und zu prognostizieren, werden also kritisiert, sondern die Anmaßung, menschliche Freiheit, sittliche Verantwortung und Mündigkeit als Konsequenzen des europäischen Zivilisationstyps gleichsam zu entsorgen. Genau diese Ausrichtung spiegeln aber die Texte wieder, die deutsche Hochschulen über ihre *raison d'être* veröffentlichen. Europa wird – falls überhaupt – bei der Formulierung von Hochschulleitbildern (*mission statement*) in der Regel als Synonym für die Europäische Union verwandt und diese in sozialwissenschaftlicher Perspektive als transnationaler Herrschaftsverband, bzw. in politikwissenschaftlicher Perspektive als Mehrebenenkonstrukt aufgefasst. Die Hochschulen betrachten EU-Europa allein als politisch-organisatorische *Gegebenheit*, die Internationalisierung der Hochschule in Forschung, Lehre und Verwaltung hingegen als zentrale *Gestaltungsaufgabe*.

Die unternehmerische Hochschule setzt auf Hochschulmarketing: Was im produzierenden Gewerbe die Steigerung des Umsatzes ist, sind hier die Steigerung der Studierendenzahlen, die der internationalen *incoming* und *outgoing students*, die Einwerbung von Forschungsmitteln und die Berufung von Professoren und Professorinnen, die im internationalen *ranking* möglichst gute Plätze belegen. Gleichwohl kann man den Hochschulen heute nicht den Vorwurf ersparen, dass sie ein doppeltes Spiel spielen. Die kollektive *mauvaise foi*, dass doch alles bestens laufe, verfälscht für die Studierenden die Wahrnehmung der Wirklichkeit und damit ihr Selbstverständnis als Europäer und Europäerinnen. Die Idee der Universität als Gemeinschaft der Lehrenden und Lernenden sowie die dem besseren Argument verpflichtete freie Forschung ist eine europäische Kreation. Es hat Jahrhunderte gedauert, bis nach dem Ausgang des Mittelalters der Anspruch der katholischen und protestantischen Priesterkassen zurückgedrängt und der ursprüngliche griechische Impuls wieder zum Zuge kommen konnte. Mit dem Zeitalter der Aufklärung rückte das Ziel der Mündigkeit des Menschen, d.h. der private und dann der öffentliche Vernunftgebrauch, auf den Rang eines höchsten zivilisatorischen Gutes, nicht allein in der Wissenschaft, sondern in der Gesellschaft insgesamt. Die Entscheidung der Hochschulleitungen, der wirtschaftlichen Effizienz und Wettbewerbsfähigkeit die maßgeblich Bedeutung für das Hochschulleben zuzubilligen, stellt nun aber eine neuerliche, die Aufklärung und Selbstbesinnung der Studierenden verhindernde Barriere dar. Die deutschen (und europäischen) Hochschulen verbreiten implizit und explizit das am „Humankapital-Individualismus“¹⁰ ausgerichtete Leitbild des unternehmerischen Subjekts, doch sie scheuen sich, dies zuzugeben, weil dieses Leitbild der honorigen Fassade der europäischen Werte widerspricht. Kein Rektor einer deutschen Hochschule würde es etwa wagen, der Losung der Aufklärung zu widersprechen:

„A u f k l ä r u n g ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit. Unmündig ist das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung eines anderen zu bedienen. Selbstverschuldet ist diese Unmündigkeit, wenn die Ursache derselben nicht am Mangel des Verstandes, sondern der Entschließung und des Mutes liegt, sich seiner ohne Leitung ein es ändern zu bedienen. Sapere aude! Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen! ist also der Wahlspruch der Aufklärung.“¹¹

Zwischen dem Modell des ungeniert praktizierten Humankapital-Individualismus und dem Programm des mündigen Menschen besteht ein nicht zu überbrückender Widerspruch. Es

¹⁰ Richard Münch (2008): Die Konstruktion der europäischen Gesellschaft. Zur Dialektik von transnationaler Integration und nationaler Desintegration, Frankfurt a.M.: Campus.

¹¹ Immanuel Kant (1965): Ausgewählte kleine Schriften, Hamburg: Felix Meiner, S. 1.

scheint, als wiederhole sich das von der Politik bekannte Dilemma und seine wenig schmeichelhafte Konsequenz:¹² Entweder öffnet das akademische Europa die USA nach (viele sprechen dafür), oder es besinnt sich auf seine welthistorische Mission, die europäische Diskussionskultur und mit ihr den abendländischen Zivilisationstyp sowie den Glauben an den mündigen Menschen gegen die Verlockungen der Macht hochzuhalten. Doch wie die EU scheint das akademische Europa sich für die kollektive *mauvaise foi* entschieden zu haben, d.h. vorzugeben, dieser großen Aufgabe zu dienen, doch in Wirklichkeit der affektiven Bindung an die Macht zu huldigen und dies durch Hochschulmarketing zu kaschieren: Analog zum Humankapital-Individualismus, der den Adepten als *winner* aus dem Wettbewerb um die Macht hervorzugehen verspricht, modellieren sich die europäischen Hochschulen nach dem Idealbild des Gewinners um Geld, Forscher und Studierende. Ein Wettbewerb um innovative Wege, den europäischen Zivilisationstyp den Studierenden nahezubringen, findet nicht statt. Die europäischen Hochschulen müssten also eine Wahl treffen – *und sich dazu bekennen*. Beides aber werden sie angesichts der herrschenden Machtverhältnisse nicht tun. Damit rutschen die Hochschulen in die anti-aufklärerische Rolle der Experten, die Kant im Auge hatte:

Habe ich, so könnte man seinen Text ergänzen, eine Hochschule, die mir das *Mündig-werden* abnimmt, „so brauche ich mich ja nicht selbst zu bemühen. Ich habe nicht nötig zu denken, wenn ich nur bezahlen kann; andere werden das verdrießliche Geschäft schon für mich übernehmen.“ (A.a.O.)

In der Tat versuchen die heutigen Hochschulen, sich damit aus der Affäre zu ziehen, dass sie von mündigen Studienanfängern ausgehen, die selbstverantwortlich die Entscheidung über ihren akademischen Parcours treffen (was eine bequeme Illusion ist, wie jeder Studienberater weiß). Doch es bliebe dann immer noch zu klären, wie Studierende zu mündigen Europäern werden konnten, wenn vor dem Studium kein Unterschied zwischen Europa und EU gemacht worden ist und lediglich mit der Vollendung des 18. Lebensjahres die Europäische Staatsbürgerschaft administriert wird, die *subjektive Rechte*, aber keine *Pflichten* mit sich bringt.¹³ Die (europäische) Mündigkeit ist weder eine Naturgabe, noch kann sie von einer Administration, etwa zum 18. Geburtstag, verliehen werden. Mündigkeit entsteht, indem der Adressat oder die Adressatin sich nach einer leiblich gespürten autoritativen Norm ausrichtet, das eigene Leben selbstverantwortlich zu führen, z.B. indem er/sie sich selbst darum

¹² Peter Sloterdijk (1994=2004): Falls Europa erwacht. Gedanken zum Programm einer Weltmacht am Ende des Zeitalters ihrer politischen Absence, Frankfurt a. M., Suhrkamp, 1994=2004, S. 53 f.

¹³Standard-Eurobarometer 88, Herbst 2017: Die europäische Bürgerschaft: <https://ec.europa.eu/commfrontoffice/publicopinion/index.cfm/ResultDoc/download/DocumentKy/82872> , SS. 51 ff. Die Rechte der EU-Bürger

kümmert, was Geltung beanspruchen kann, was Recht und Unrecht ist, welche Pflichten unabweisbar sind usw., also keinem Vormund – und sei es der Verheißung von Geld und Karriere – blind folgt und die von Kant angesprochene feige „selbstverschuldete Unmündigkeit“¹⁴ hinter sich lässt.

Wenn nun aber die wissenschaftlichen Hochschulen offenkundig nicht ohne weiteres davon ausgehen dürfen, dass Schulen und kritische Öffentlichkeit den Heranwachsenden ausreichende Hilfestellungen zukommen lassen, um sie für die Aufgabe des Mündig-werdens zu sensibilisieren, müssten die akademischen Verantwortlichen tätig werden. Sonst tragen sie – wie früher Priester und Despoten – die Verantwortung dafür, dass die Entmündigten weiter in Unmündigkeit verbleiben, in ihrer Persönlichkeitsentwicklung um die Erfahrung der Selbstverantwortung gebracht und zu leicht beeinflussbaren Figuren auf einem politischen „Schachbrett“ werden.¹⁵

Nicht blind Autoritäten zu folgen, sondern selbstverantwortlich Wahrheitsansprüche zu prüfen, zu lernen und zu forschen, ist der Kern der akademischen Deontologie, von der sich keine wissenschaftliche Hochschule lossagen kann. Tatsächlich reicht es aber jeder Hochschule in der Regel, erfolgreiche Forscherinnen und Forscher vorweisen zu können, die die Ansehensmacht der *Alma mater* vergrößern. Selbst wenn sich die einzelnen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler zum Prinzip der Selbstverantwortung und Mündigkeit bekennen sollten, so zieht doch die unternehmerisch orientierte Hochschulleitung daraus nicht die entsprechenden Konsequenzen. Dies ist der Dauerspagaat der kollektiven akademischen *mauvaise foi*. Sie degradiert die zukünftigen Eliten, die der Gesellschaft eine Orientierung geben sollen, zu Erfüllungsgehilfen der Macht, des kritischen, besonnenen Denkens unfähig. Demgegenüber erweist es sich, dass die Bearbeitung der Fragen: „Welch ein Europäer will ich sein, und welches Europa wollen wir bauen?“ die Ausübung der Mündigkeit durch die europäischen Bürger ist. Das ganz vorwiegend technische Verständnis der Hochschulausbildung, im Einklang mit dem reduktiven bildungsökonomischen Ziel der Berufsbefähigung (*employability*), stellt sich als eine Verengung der Verpflichtung dar, die die wissenschaftlichen Hochschulen als ein Teil des europäischen Kultursystems haben, das auf dem abendländischen Zivilisationsmodell fußt und in der Epoche der Aufklärung aktualisiert worden ist. „Berufsbefähigung ohne Mündigkeit und Situationskompetenz“ hätte gut zu der Liste sozialer Sünden gepasst, die der eigensinnige Politikwissenschaftler Wilhelm

¹⁴ Gernot Böhme (2009): Einführung, in: Ders. (Hg.): Der mündige Mensch. Denkmodelle der Philosophie, Geschichte, Medizin und Rechtswissenschaft, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, SS. 7-11.

¹⁵ Hermann Schmitz (1999): Der Spielraum der Gegenwart, Bonn: Bouvier, SS. 97-106.

Hennis in den 1960er Jahren den Regierenden ins Stammbuch geschrieben hatte: „Politik ohne Prinzipien, Geschäft ohne Moral, Reichtum ohne Arbeit und Wissenschaft ohne Verantwortung.“ Die viel geschätzte 68-Generation hatte ihrerseits den Vorwurf des (inzwischen generalisierten) Fachidiotentums beigesteuert, ohne jedoch selbst ein positives Leitbild vorschlagen zu können.